

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 231.

Posen, den 7. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann. Nachdruck verb.

Im vierzehnten Stockwerk des Hochhauses in der Friedrichstraße ging am Vormittag gegen zehn Uhr der greise Bureaudiener Christoph noch einmal inspizierend durch die Räume, die dem Geheimen Kommerzienrat Biblis, dem ersten Vorsitzenden des Norddeutschen Bankkonzerns, als Arbeitsstätte dienten.

Da war das stilvolle Vor- und Wartezimmer für die Besucher, die die Ehre genossen, bis ins Allerheiligste des gewaltigen Finanzmannes vordringen zu dürfen.

Dann der dunkel getäfelte Empfangsraum, und schließlich das Gemach, in dem der Schreibtisch und die Bibliothek mit den schwer geschnittenen Eichenstühlen standen.

Nichts entging dem prüfenden Blick des Dieners. Jeden Augenblick mußte der Geheimrat eintreffen, und der liebte die Ordnung.

Eine große Mappe mit Unterschriften lag aufgeschlagen bereit, daneben die Privatbriefe der Frühpost.

Da bemerkte Christoph noch eine Unregelmäßigkeit, die er sofort beseitigte.

Der Kalender zeigte das Datum des vergangenen Tages.

Der Alte riß das Blatt ab. Man schrieb heute den 15. September 1942!

Das Zentrum Berlins hatte sich völlig zur Geschäftsstadt entwickelt.

Zu Wohnzwecken weilte hier kein Mensch mehr.

Das Herz der Hauptstadt des Deutschen Reiches war eine Maschine geworden, die in unermüdlichem Gleichtakt Arbeit, Arbeit, Arbeit verkündete.

Noch lasteten die Folgen des großen Krieges auf dem ganzen Lande, aber der Horizont hellte sich auf und man kam vorwärts.

Der deutsche Fleiß und die deutsche Tatkraft hatten zum größten Teil die verlorenen Märkte wiedererobert, so daß man hoffen konnte, daß die heranwachsende Generation einst die letzte Fessel wirtschaftlicher Belastung werde abschütteln können.

Die Einwohnerschaft Berlins war weit in die Vororte zurückgedrängt.

Geschäftspaläste bis zu zwanzig Stockwerken reckten sich zum märkischen Himmel.

Ein Stück Amerika an den Ufern der Spree.

Dazwischen neue Hotels und Vergnügungstätten, garniert von einer ungeheuerlichen Fülle sinnverwirrender Lichtreklame, deren Strahlen in nächtigen Stunden den Himmel rot färbten.

Groß-Berlin hatte sich um eine halbe Million vermehrt, und Biblis kam jeden Morgen mit dem Flugzeug von Rangsdorf her, wo sein Herrensitz inmitten anderen herrlichen Villen am Rangsdorfer See lag.

Wannsee war schon lange nicht mehr das, was es einst bedeutete.

Die vornehme Ruhe und Weltabgeschlossenheit wurden verstoßen durch Sport und Spiel.

So bot der weit hinausgeschobene Vorposten Rangsdorf das, was die überarbeiteten Geistesgewaltigen wünschten.

Ueber Lichtenrade, Mahlow, Dahlewig dehnte sich das neue Wohnviertel in behäbiger Breite, unterbrochen durch Parkanlagen und Sportplätze.

Die schönen Wälder hatte man glücklicherweise rechtzeitig dem Zugriff der Spekulanten zu entziehen gewußt, so daß sie der Allgemeinheit als Tummelplatz erhalten blieben.

Ein Tiergarten großer Dimension für Neu-Berlin. Ein kurzes elektrisches Lichtsignal zeigte an, daß Biblis soeben auf dem Dach des Hochhauses landete.

Wenige Augenblicke später trat der Geheimrat, eine hohe stattliche Erscheinung mit leicht ergrautem Haar, ein.

Biblis zählte 50 Jahr, nahm es aber nach jeder Richtung hin noch mit der Jugend auf.

Man rechnete ihn zu den erfolgreichsten Sportleuten, und es gab keine Veranstaltung von Ruf, wo er nicht als Schutzherr mitwirkte.

Tief verneigte sich der Diener.

„Guten Morgen, Herr Geheimrat!“

Biblis nickte freundlich.

„Was Neues, Christoph?“

Der kniff die schmalen Lippen ein wenig zusammen und blickte vor sich nieder.

„Es ist ein Brief gekommen vom gnädigen Fräulein! Durch Boten dringend abgegeben! Ich sollte Herrn Geheimrat sofort das Schreiben übergeben!“

Die Hand streckte sich langsam aus und wies auf einen großen farbigen Umschlag, der neben der Unterschriftenmappe und getrennt von der übrigen Post auf dem Schreibtisch lag.

Biblis fuhr sich mit der Hand durch das volle Haar, das keine Dichtung zeigte.

„Es ist gut!“ Er hob den Brief auf, musterte kurz die Anschrift und warf ihn wieder hin.

„Ich lasse Herrn Dr. Bretschneider bitten, in einer Viertelstunde zum Vortrag zu kommen. Heute wird es heiß hergehen, mein Freund! Frühstück nicht vor zwölf!“

„Sehr wohl, Herr Geheimrat!“

Lauflos zog sich der Getreue zurück.

Biblis ließ sich schwer in den Sessel vor dem Arbeitstisch fallen.

Mechanisch spielten seine Finger mit den Blättern der Unterschriftenmappe.

Ah — diese Dinge, die dort warteten, daß sein gewichtiger Name ihnen Gültigkeit und Rechtskraft verleihe, traten ganz in den Hintergrund vor dem Inhalt des Briefes, den zu öffnen er zögerte.

Er wußte ungefähr, was er enthielt.

Zunächst eine Art von Ultimatum, die gewünschten 20 000 Mark für neue Anschaffungen sofort durch Scheck zu überweisen. Dann der Umbau der Villa und endlich die Mahnung, unbedingt heute das Abkommen zu unterzeichnen, das den Norddeutschen Bankkonzern zum Besitzer sämtlicher Berliner Bühnen, mit Ausnahme der beiden staatlichen, machte.

„Tutta Vermehren!“

Mit diesem Namen wurde im Lebensbuche des Geheimrats eine besondere Seite aufgeschlagen.

Als die Gattin vor fünf Jahren starb und Biblis kinderlos zurückblieb, auf eine Ehe zurückblickend, die sich fast ganz im Rahmen des steif konventionellen hielt, verwaiste die Brunkvilla in Rangsdorf völlig.

Nun stürzte sich der Geheimrat in die Geschäfte, und es war seiner Tatkraft und Unermüdblichkeit zuzuschreiben, daß der Norddeutsche Bankkonzern eine immer beherrschendere Stellung einnahm.

Da lernte er vor zwei Jahren bei einer großen geselligen Veranstaltung Tutta Vermehren, die erste dramatische Sängerin der Volksoper kennen.

Sie war eine eigenartige, interessante Persönlichkeit.

Klug und durchgeistigt, eigenwillig und verschwenderisch, ehrgeizig und zielbewußt.

Gute und weniger gute Eigenschaften mischten sich in seltener Art.

Auf jeden Fall übte Tutta mit ihrer reifen Schönheit einen außerordentlichen Reiz auf die Männer aus.

Für Günther Biblis schlug an jenem Abend eine Art Schicksalsstunde, denn die Künstlerin und der Geldgewaltige suchten und fanden sich.

Der Funken gegenseitiger Neigung sprang über, als sie sich zum ersten Male die Hand reichten.

Und die Dinge entwickelten sich so, wie es zu erwarten war.

Biblis richtete der Sängerin ein prächtiges Heim in Mahlow her, und eine Leidenschaft des reifen Mannes flammte auf, die fast verzehrend wirkte.

An Stelle der lieblosen Ehe trat nun am Lebensnachmittag ein Rausch, der eine Art Liebeshörigkeit schuf.

Und während der Geheimrat mit dem Briefe spielte und langsam nach dem Doffner aus Schildkrot griff, überflog er in Gedanken blitzschnell die ganze hinter ihm liegende Epoche.

War sie nach jeder Richtung hin eine glückliche zu nennen?

Diese Frage, an sich selbst gerichtet, zu bejahen, hieß einen unverantwortlichen Optimismus frönen!

Wie im Traum befangen lebte er dahin.

Sie füllte sein ganzes Sein, und er spürte, daß das Geschäft darunter litt.

Er war nicht mehr der Mann, der kühlen Ueberlegung, seine Impulsivität steigerte sich derart, daß er sich öfter bei Entschlüssen ertappte, die ihm waghalsig und bedenklich erschienen.

Er fühlte sich nicht mehr in stetiger Bahn, sondern ihm war, als ob er aus einer Brandung in die andere geworfen werde.

Zuweilen, in nachdenklichen Stunden, kam er zu der Gewißheit, daß diese Frau von ihm, dem alternden Manne, in einer Weise Besitz ergriffen hatte, die über kurz und lang ihm zum Schaden gereichen mußte.

Er wurde aus seiner alten Lebensstraße hinausgeschleudert auf ein bewegtes Meer.

Eine Fahrt, die voller Reize, aber auch voller Klippen war.

Die Geldausgaben stiegen ins Ungeheure.

Tutta Vermehren kannte keine Grenzen für ihre Wünsche.

Die Reisen und Toiletten, der Schmuck und der fürstliche Haushalt verchlammten Unsummen.

Jedoch — das hätte er tragen können. Wenigstens eine Zeitlang.

Es kam aber etwas anderes hinzu!

Zunächst gelang es Tutta, Biblis zu veranlassen, mehr als die Hälfte der Aktien der Volksoper aufzukaufen.

Ganz heimlich und ganz unter der Hand geschah es, durch Vermittlung des Maklers Corbach, und doch wußte in Fachkreisen jedes Kind, daß auf diese Weise Tutta die ungekrönte Herrscherin in der Volksoper geworden war.

Das Geschäft selbst konnte man wahrlich ein gutes nennen.

Die Oper krankte, und Biblis mußte das eingezahlte Vermögen, das sich nicht verzinst, zum Teil als verloren ansehen.

Aber die Künstlerin, deren Ehrgeiz den Geheimrat zu diesem Kauf trieb, hatte gewonnenes Spiel.

Tutta Vermehren war zweifellos eine Sängerin von Qualität.

Jedoch auch sie kämpfte gegen Mißgunst und Neid, gegen die Rivalität aufsteigender junger Kräfte.

Das Publikum liebte die Abwechslung.

Sie konnte nicht alle Partien singen, die ihr gefielen.

Und so litt sie seelisch darunter, wenn Kolleginnen Erfolge hatten, den sie nur für sich beanspruchte.

In diesem Punkte verließ sie zuweilen ihre Klugheit, und das ehrgeizige, neidische Weib brach durch.

Nun aber hatte sie bei der Volksoper freie Bahn.

Sie trug ihre beherrschende Stellung zwar nicht nach außen zur Schau, aber sie sorgte durch ihre Mittelsleute dafür, daß keine der großen Rollen ihr genommen, daß keine neue Kraft engagiert wurde, die ihr hätte gefährlich werden können.

Das Unternehmen trug den Schaden.

Die Durchschnittsleistungen des Ensembles blieben auf mittlerer Höhe, ohne sich je zu bedeutender Größe zu erheben.

Wurde einmal in Erkenntnis der Lage der Versuch gemacht, erste Künstlerinnen heranzuziehen, die geeignet erschienen, Tutta gleichberechtigt zur Seite zu stehen, oder sie gar zu übertreffen, so bearbeitete man die Intendanz so lange, bis sie nachgeben mußte.

Die Geldfrage stand über der Kunst, eine Erscheinung, die schon seit Jahrzehnten bei der schlechten finanziellen Lage in Deutschland das Bühnenleben beeinflusste.

Biblis fühlte sich in der Rolle, die er passiv spielte, nicht wohl.

Er jedoch, der Mann der Tatkraft, brachte den Entschluß nicht fertig, der Geliebten das Bedenkliche dieses Tuns vor Augen zu halten.

Tutta Vermehren drönte den Geheimrat weiter auf der Bahn.

Der große Plan, die sämtlichen Berliner Bühnen zu einem Trakt zusammenzuschließen, stand nach langen Verhandlungen unmittelbar vor dem Abschluß.

Der Geldgeber war der Norddeutsche Bankkonzern, der sich aus dieser Fusion ein großes Geschäft versprach.

Man glaubte durch die Amerikanisierung der Kunst den Markt völlig zu beherrschen und auch dem Publikum vorschreiben zu können, was man beliebte.

Es war nicht zu leugnen, daß unter den immer noch gespannten wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands auch die Kunst siechte, die das Stiefkind blieb.

Die einzelnen Bühnen wechselten fortgesetzt die Besitzer.

Ein Bankerott löste den andern ab. Nun wollte man durch den Zusammenschluß, von dem nur die beiden staatlichen Häuser fern blieben, die Unkosten herabdrücken, das Personal vermindern, Einheitspreise einführen und eine Sanierung von Grund auf durchführen.

Ein an sich gesunder Gedanke, der aber viel Geld erforderte, und bei dem der Erfolg ungewiß war.

Durch kluge Schachzüge brachte es Tutta dahin, daß Biblis den Plan aufnahm und dank seinem Einfluß zur Reife führte.

Als rechte Hand des Geheimrats galt bei dieser Aktion der Intendant der Volksoper Heinersdorf, der die Verhandlungen leitete und sich sehr wohl bewußt war, daß sein eignes Institut nur Vorteile haben konnte, wenn es glückte, die Fusion zum Abschluß zu bringen.

Biblis selbst war nicht in der Lage, das Geschäft allein zu machen. Sein Einkommen, noch immer glänzend, hatte sich doch verschlechtert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todesfahrt.

Von Albert Rust.

(Schluß.)

Schon längst war in der Ferne ein dunkler Streifen aufge-
taucht, der nach jeder Naderdrehung an Größe und Deutlichkeit
zunahm und zuletzt wie eine undurchdringliche grüne Mauer aus
der Erde wuchs, an welcher der Zug scheinbar zerfellen mußte.
Im letzten Augenblick öffnete sich eine schmale Einfahrt wie ein
Schlund, eine dunkle Tiefe tat sich auf und gleich darauf kreuzten
sich über dem Schienenstrang halbdünne Zweige, aus denen un-
ablässig Tannennadeln rieselten. Gefällte Stämme mit frischen
Sägeflächen bedeckten reihenweise den Boden. Eine rohe Gleit-
bahn, zur Beförderung von Holz aus der Waldtiefe, wurde sicht-
bar; zuletzt auch ein verlassenes Nebengeleise mit Haufen von
rostigen Konservenbüchsen, Kisten, Fässern und Siedlungsabfällen
jeder anderen Art. Hier hatte das aufgegebene Camp 1 dieser
Strecke gestanden. Gleich darauf säumten wieder dicht die Baum-
reihen den schmalen Bahndamm ein; wie Türme wuchsen die
Urwaldriesen aus der Erde, entfalteten in Haushöhe die ersten
Zweige und verschwanden mit ihren Wipfeln hoch oben in dem
trübe ziehenden Qualm der Brandzone.

Nachdem Camp 1 im Rücken lag, begann Herbruder nach
dem Abzug der Dampfpfeife zu tasten und ließ zur Probe etwas
Dampf hinaus, wobei in sein Gesicht ein Zug angestrebter Span-
nung kam. Er lugte scharf voraus den Bahndamm entlang. Es
war anzunehmen, daß die Abgeschnittenen, nachdem sie das Sam-
mellager erreicht hatten und zur Erkenntnis ihrer Lage getom-
men waren, gesammelt und in größter Eile den einzigen Weg
eingeschlagen hatten, auf dem ihnen Rettung kommen konnte.
Dieser Weg war der Schienenstrang nach dem Waldausgang. Un-
sicher blieb nur, wie weit sie vorgebrungen waren. Herbruder
stellte jeden Umstand in Rechnung, überlegte scharf und kam zu
der Ueberzeugung, daß sie das frühere Camp 2 noch nicht erreicht
haben konnten; demnach verlegte er die Tätigkeit der Dampfpfeife
hinter diesen Punkt. Jeder Augenblick konnte nun die Entschei-
dung bringen. Der Hauf stürmte mit jagenden Kolben über
das Geleise, er ließ die Dichtung, auf der Camp 2 gestanden hatte,
im Rücken, preschte im vollen Lauf um eine Kurve und schiedte
sich nun an, eine wie mit dem Lineal gezogene Strecke mitten
durch dichten Urwald zu durchmessen, als sich voraus Bewegung
zeigte. Im gleichen Augenblick begann die Dampfpfeife, vielfach
verstärkt durch den Widerhall der Wälder, aufzuheulen wie ein
tödlich verwundetes Waldungeheuer vorweltlicher Art. Der Chief
stößte mit fliegenden Fingern nach dem Regulator; Dampf zischte
aus Ventil und Kolben, und die Räder verlangsamten zum ersten-
mal ihre Umdrehungen, seit sie im Shop der erste Kolbenstoß
erschütterte hatte.

Für die tausend Mann voraus waren die letzten Stunden,
seit sie sich aufgegeben und im Stich gelassen wußten, keine Klein-
igkeit gewesen. Obwohl sie nichts Sicheres über den Grund
ihrer Abberufung wußten, hatte sich das Gerücht von dem
brennenden Swamp unter ihnen verbreitet. Wie es ihnen be-
fohlen worden war, hatten sie auf ihrem abgelegenen Arbeitsplatze
mit Ausnahme der Pferde alles im Stich gelassen und waren
der Schutzzone entlang dem Bahndamm zu geflüchtet. Die Pferde
hatten sie mit sich geführt, um schneller vorwärts zu kommen. Da
aber die Unberittenen fürchten, zu spät zu kommen, hatten sich
jedem Pferd Dutzende von Händen an die Geschirre gehängt, um
niemand voraus zu lassen. Als sie dann nach dem wildesten
Nennen ihres Lebens im Sammellager angelangt waren, mußten
sie erfahren, daß sie im Stich gelassen worden waren, weil sie
eine knappe Viertelstunde hinter ihren Kameraden von der anderen
Flanke angekommen waren. Sie sahen sich Mann für Mann
dem grausamsten Tod falthertzig ausgeliefert, den sich ihre Vor-
stellungskraft überhaupt ausdenken konnte. Kein Wunder, daß
sie in einen Zustand wahnsinniger Raserei gerieten, der sie ge-
fährlich machte für alles, was ihnen in den Weg kam. Nach
den dunklen Eingebungen ihrer aus aller Ordnung geratenen
Gefirne schidten sie ihre stärksten Flüche bald hinter ihren treu-
losen Arbeitskameraden her, bald hinter den verantwortlichen
Ingenieuren des Abschnitts oder dem Chief selber, den die meisten
von ihnen für den eigentlichen Urheber ihres großen und sicherlich
der Teilnahme würdigen Unglücks hielten. Im Lager zerschlugen
sie zunächst in sinnloser Wut alles, was sie in der Eile des Durch-
zugs erreichen konnten, dann bemächtigten sie sich der vor-
handenen Gespanne und flüchteten, zu wilden Knäueln geballt,
deren keiner dem anderen Vorsprung gewähren wollte, den Bahn-
damm entlang nach dem Waldausgang.

Den wider ihre Erwartung heranrollenden Entsatzzug empfin-
gen sie wie Wegelagerer den zur Blünderung ausersehenen Wagen-
zug. Sie überschwmmtten im Augenblick die Maschine und alle
Wagen, lieferten sich erbitterte Gefechte um die Behauptung von
Puffern, Tritten und Achsen, füllten den Tender, drängten sich
auf den Führerstand, heulten, rauchten und wütheten einer gegen
alle und alle gegen einen, als gelte es die gegenseitige Vernich-
tung und nicht die gemeinsame Rettung. Es gab massenhaft
blutende Gesichter, eingeschlagene Köpfe und zerquetschte Glieder.
Viele behielten Knüppel, Holzseile, errastete Eisenstangen und
andere Not Waffen in den Fäusten, als fürchteten sie im Argwohn
ihrer verdunkelten Gemüter Angriffe auf die mühsam eroberten
Plätze des Rettungszuges.

Die beiden Männer auf dem Führerstande erkannten, daß
in diesem wilden Treiben Befehle und Vorstellungen so spurlos

untergehen mußten, wie der Widerstand eines Fächers im Sturm-
wind einer Winternacht; sie verzichteten daher von allem Anfang
an auf nutzlose Versuche, Ordnung zu schaffen und beschränkten
ihre Bemühungen auf das Bestreben, den Führerstand frei zu
halten. Es gelang ihnen nicht, sie wurden vielmehr in einer
Weise zwischen drängende Leiber eingeklemmt, daß sie kaum die
Hände rühren konnten.

Der Chief, von den meisten vorher in den tiefsten Abgrund
hinab verflucht, wurde zunächst nicht erkannt. Seine Kleidung
unterschied sich durch nichts von der Tracht eines Waldläufers,
der gewohnt ist, jedes Stück seines einfachen Anzugs so lange
zu tragen, bis es ihm buchstäblich vom Leibe fällt. Sein Gesicht
war voll Bartstoppeln und von einem Gemisch aus Blut, Schweiß,
Ruß und Maschinöl überzogen; noch mehr entstellte ihn der
blutgetränkte Mullverband. Er hielt den Hebel zum Dampf-
einlasser krampfhaft umklammert; ein leichter Druck genügte, um
den Zug in voller Fahrt rückwärts stürmen zu lassen, aber er
zögerte, diesen Griff zu vollziehen, obwohl jeder Augenblick kost-
bar war und tausend Mann die sofortige Abfahrt unter wüthen-
dem Gebrüll verlangten.

Bei den wilden Aufritten der Zugerstürmung hatte es sich be-
geben, daß einer der Schwächeren von der glücklich erklommenen
Höhe des Tenders herabgerissen wurde, wuchtig auf den Bahn-
damm stürzte und schwer verletzt neben dem Geleise liegen blieb.
Er versuchte wiederholt sich aufzuraffen, um wieder in die Höhe
zu klettern, sank aber jedesmal schon nach den ersten Bewegungen
ächzend zurück und begann zuletzt, da kein Mensch ihm zu Hilfe
kam, gellend um Beistand zu rufen, und zwar in englischer und
deutscher Sprache wild durcheinander. Er nannte alle Kameraden
und Freunde, rief Bekannte beim Namen und bat, ein furchtbares
Geschick vor Augen, in herzerweichenden Ausdrücken, ihn nicht
hilflos hier im Stich zu lassen, aber niemand fand sich, der ge-
willt war, um einer Tat der Barmherzigkeit an einem Fremden
willen, seinen mit den Fäusten und Schuhabsätzen eroberten Platz
noch einmal zu verlassen.

Gutten hatte beim ersten Ton der Stimme aufgebacht; er
stand in einen Winkel eingeklinkt und hatte den Blick nicht frei;
aber als er neben mangelhaften englischen Sätzen auch deutliche
Ausdrücke vernahm, wurde er seiner Sache bald sicher. „Köble
hat wieder einmal Unglück gehabt“, dachte er, und da er in seinem
Winkel die Lage nicht übersehen konnte, begann er mächtig Häufte
und Ellbogen zu gebrauchen. „Ohne Zweifel ist es Köble, Jakob
Köble aus Schwaben“, rief er dem Chief über zehn Köpfe hin-
weg zu, „ich kenne ihn an der Stimme. Er braucht Hilfe, aber
ich kann nicht sehen, was mit ihm geschehen ist.“

Als Köble überall auf kalte Augen und feindselige Gesichter
traf, klammerte er sich in Todesangst in einer Weise an die Mad-
speichen, daß der Zug unfehlbar über ihn hinweg gehen mußte,
wenn er sich in Bewegung setzte. Er nahm an, daß seine Arbeits-
kameraden nicht über seinen zermalmten Körper hinweg ihre
Rettung suchen würden, aber er hatte sich geirrt. Als die Nächsten
erkannten, daß er das einzige Hindernis der geforderten Abfahrt
bilde, hieben sie mit Eisenstangen, Brettern und Holzkeilen so
lange auf ihn herab, bis er blutüberströmt und still für immer
in sich zusammen sank.

Thomas Herbruder, der von seinem Standpunkt aus alles
mit ansehen konnte, ob er auch gleich nicht imlande war, sich zu
rühren, geriet außer sich. „Tiere“, schrie er, „feige, niederträchtige
Tiere! Ich krümme keinen Finger, und wenn das Feuer auch
unter die Räder kommt. Heraus mit dem Mann oder, bei Gott,
ich blase den Dampf ab, und wenn wir darüber alle verderben!“

Diesen leidenschaftlichen Ausbruch vollendete Thomas Her-
bruders Gesicht. Von diesen tausend Mann waren ihm viele in
den letzten Tagen nahe gewesen, einige konnten seine Stimme
und fast alle seine Person. Die nächsten stukten, schärften die
Augen und erkannten, mit wem sie es zu tun hatten. Einen
Augenblick lang war zweifelhaft, was nun geschehen würde, bis
eine bössartig klingende Stimme aus dem Hintergrund den Aus-
schlag gab.

„Es ist Tommy selber! Der Chief ist da. Er will nicht ab-
fahren, er will den Dampf abblasen, er will uns alle verbrannt
haben. Nieder mit ihm. Jack, Tom, Billy, schlaet ihn tot. Schmeißt
ihn vom Stand hinab. Fort mit ihm oder wir sind alle verloren!“

Thomas Herbruder stand wie ein Fels und sah furchtlos in
die auf ihn gerichteten unheimlich funkelnden Augen. Er riß den
Abzugshebel herum, hochgespannten Dampf fuhr zischend zum
Kessel hinaus, empfangen vom Wutgeheul von tausend Männern.
„Down with him“, überschrie die bössartig klingende Stimme
alle anderen, „nieder mit ihm oder wir verbrennen!“

Im nächsten Augenblick war Thomas Herbruder niederge-
stampft und der Abzugshebel seiner Faust entrisen; sein Körper
flog den Bahndamm hinab und blieb regungslos unten liegen.
Gutten hatte mit dem schweren Roter versucht, die zugreifenden
Häufte der Meuterer niederzuschlagen, aber er hatte nicht genug
Raum zum Gieb und Stoß, wurde von zwölf eisenharten Häufsten
zugleich gepackt und auf der anderen Seite hinabgestürzt.

Unmittelbar darauf setzte sich der Zug unter allgemeinem
Triumphgeschrei mit einem gewaltigen Ruck in Bewegung; Dampf-
wolken fuhren fauchend nach allen Seiten, die Rollen stampften
und bewegten sich schneller und schneller, und die Räder schienen
sich in gläserne Scheiben zu verwandeln. Bald darauf war der
ganze Zug hinter der Kurve bei Camp 2 verschwunden.

Der Traum.

Von Henryk Sienkiewicz.

In einer Gesellschaft erzählte man einmal viel von wunderbaren Ereignissen, Visionen und ähnlichen Dingen, mit denen sich die Menschen jetzt immer mehr befassen, sowohl berufene wie unberufene.

Unter den Gästen war auch der Hausarzt der Familie, von der die Einladung ausgegangen war, zugegen, ein Mann, der sich schon mit Mühsicht auf seinen Beruf, in intellektuellen Äußerungen gefiel. Eine der anwesenden Damen wandte sich daher an ihn mit der Frage, ob ihm jemals etwas widerfahren wäre, wofür er keine Erklärung hätte.

„In meinen jüngsten Jahren“, sagte der Doktor, „hatte ich einen Traum, besser gesagt, eine Reihe von Träumen, die so merkwürdig waren, daß sie alles in Schatten stellen, was ich soeben gehört habe. Falls die Herrschaften es wünschen, könnte ich meinen Fall erzählen.“

Man war selbstredend einverstanden und der Doktor begann seine Geschichte:

„Vor zwölf Jahren weilte ich zur Kur in Biarritz. Gleichzeitig war ich in eine Engländerin verliebt, die ein mit Schuppen bedecktes Badefestkleid trug. Es war dies eine ganz absonderliche Miß, ein launisches Ding voll seltsamer Kapriolen. Einmal zum Beispiel mußten wir — ich und noch einige ihrer Verehrer — bis 3 Uhr morgens in einem Boot mit ihr verbleiben. Wir betrachteten die Steine und sprachen von der Wahrscheinlichkeit der Seelenwanderung aus der Sphäre eines Planeten in die eines andern. Ich fühlte äußerst müde nach Hause zurück und schlief beim Lesen eines Briefes, den ich auf dem Schreibtisch vorgefunden hatte, im Lehnstuhl ein. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, schien es mir, ich habe in irgendeiner großen Stadt ein mir unbekanntes Haus verlassen und vor dem Tor seinen Leichenwagen erblickt. Zu Ihrer Orientierung, meine verehrten Herrschaften, möchte ich hinzufügen, daß man in Frankreich die Toten nicht auf jener Art Pyramide, wie bei uns, zu Grabe führt; die dortigen Leichenwagen, „corbillards“ genannt, haben die Form einer länglichen, von den Seiten verglasten Karosse mit einem Türchen hinten, durch das der Sarg hineingeschoben wird. Eben einen solchen Wagen hatte ich im Traum erblickt. Aber nicht genug damit. Beim Leichenwagen stand ein Bursche, vielleicht fünfzehnjährig, bekleidet mit einem schwarzen Spencer mit schmalen Vorstößen und einer Reihe kleiner Metallknöpfe entlang dieser Vorstöße. Als er mich erblickt hatte, öffnete er das Türchen des Leichenwagens und machte eine freundliche Handbewegung, die mich einlud, hineinzugehen, richtiger gesagt, mich hineinzuschieben. Obwohl im Traum die grotesksten Dinge für mich möglich gehalten werden, erschrak ich derart und prallte so entsetzt zurück, daß mein Kopf an die Lehne des Fauteuils schlug. Natürlich erwachte ich dadurch.“

Schon zwei Tage darauf hatte ich in Gesellschaft meiner Engländerin diesen Traum vergessen, aber in der dritten Nacht wiederholte er sich mit verblüffender Genauigkeit all seiner Einzelheiten. Sie werden begreifen, meine Herrschaften, daß mich die ganze Geschichte zu quälen begann. Das Wertwürdigste an der Sache war das genaue Wiedererscheinen desselben Hauses und des Leichenwagens, vor allem jedoch der Kleidung und des Gesichtes dieses Knaben, der mich jedesmal mit der gleichen Freundlichkeit zum Betreten des Wagens einlud. Ich hatte mir ganz genau seinen Spencer gemerkt, ebenso die Vorstöße und die kleinen Metallknöpfe, dann seine lichten Haare und seine grauen Augen, die, Fischaugen gleichbar, weit voneinander gesetzt waren. Im übrigen werden Sie zugeben, meine Herrschaften, daß ich in Anbetracht der fortwährenden Wiederkehr dieses Traumes Grund hatte, unruhig zu werden.

Einige Wochen darauf reiste ich nach Paris, wo ich im selben Hotel wie meine Engländerin abstieg. Wir kamen des Abends, gerade zur Souperstunde, in Gesellschaft noch einiger Bekannten an. Ich kleidete mich rasch um und ging dann zum Dikt, um in den Speisesaal hinunterzufahren. Auf dem Korridor angelangt, erblickte ich meine Bekannten, die sich ebenfalls zum Dikt begaben. Ich trat als erster an den Aufzug heran und drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke. Nach einer Weile vernahm ich das dumpfe Poltern des Fahrstuhls, dann öffnete sich die Tür und ich prallte zurück, als hätte ich den Tod erblickt. Vor mir stand ein etwa 15-jähriger Knabe mit lichterem Haar und grauen Fischaugen, bekleidet mit einem schwarzen Spencer mit Vorstößen und Metallknöpfen, kurz gesagt, derselbe Knabe, den ich im Traum gesehen hatte. Er trat aus dem wartenden Fahrstuhl hervor und gab mir mit einer freundlichen Handbewegung zu verstehen, ich möchte eintreten.

Ich gestehe offen, daß mir vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. Wie geistesabwesend starrte ich ihn einen Augenblick an und tief dann atemlos über die Stiege hinunter. Ganz verstört setzte ich mich in der Halle in einen Schaukelstuhl, krampfhaft bemüht, mich ein wenig zu fassen, denn ich fühlte, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Und . . . ich weiß nicht . . . einige Sekunden waren inzwischen verstrichen, — vielleicht waren es Minuten —, da hörte ich plötzlich einen furchtbaren Aufschrei, dann ein dumpfes Poltern, und ich wurde brennend heiß.

Als ich wieder zu mir gekommen war, sah ich in der Halle menschliche Körper, eingewickelt in blutbefleckte Leinentücher.

Auch der Knabe war umgekommen, wie ich später hörte.

Und jetzt möge sich das erklären, wer will. Sie aber, meine verehrten Herrschaften, nennen mich nicht grundlos einen Skep-

tiker, denn wäre das alles jemand anderem passiert, so würde ich es bestimmt nicht glauben.“

(Aus dem Polnischen übertragen von S. O. Jangor.)

Gedenktage.

8. Oktober.

Hermann Reich, der Berliner Gelehrte, der vor allem durch seine Minus-Forschungen bekannt geworden ist, feiert am 8. Oktober seinen 60. Geburtstag. Sein Buch über den „Minus“, das 1903 erschien, suchte die weltumspannenden Zusammenhänge zwischen den Rimen, der antiken Volkskunde und den verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Zonen darzutun. Reich gab damit auch der modernen Dichtung neue Anregungen. Hauptmann, Hofmannsthal, Holz und andere haben sich mit den Elementen des Minus seither befaßt, und auch Theaterleute wie Max Reinhardt und Ernst Teri haben dabei manchen Einfluß erfahren. Reich selbst schrieb zwei Dramen, „Die Flotte“ 1918 und „Ardalio“ 1920, die freilich mehr Schulbeispiel als lebendige Dichtung sind. Seiner Beschäftigung mit staatspädagogischen Problemen verdanken wir Reichs Werk „Das Buch Michael“ (1915). Reich ist außerordentlicher Professor und Leiter der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturgeschichte an der Universität Berlin.

Aus unserem Karitätenkasten.

279.

Es gibt Tibeter, welche vor dem Wasser eine derartige Scheu besitzen, daß sie sich ihr ganzes Leben nicht einmal waschen.

280.

Ein halber Zentner Kernfasern des in Afrika heimischen „Grasbaums“ liefert zwei bis drei Liter Normalspirit. In Australien, wohin dieser Baum verpflanzt wurde, benutzen die Eingeborenen diese Eigenschaften schon lange, um daraus alkoholische Getränke herzustellen.

281.

Die Lebensdauer der einzelnen Kopfschuppe beträgt meistens 2 bis 4 Jahre.

282.

Die ältesten Leute leben, soweit Deutschland in Frage kommt, in Ostfriesland. Menschen, die über 80 Jahre alt sind, sind dort sehr häufig. Die Ostfriesen schreiben ihrem fleißigen Teetrinken die lange Lebensdauer zu.

283.

Als vor eineinhalb Jahrhunderten der französische Meister Philidor — damals der beste Schachspieler der Welt — drei Partien „Blind“ führte, waren die Zuschauer, darunter der bekannte Minister Brühl, so enthusiastisch, daß sie ein Protokoll unterzeichneten, „damit die staunenswerten Proben menschlicher Gedächtniskraft von der Nachwelt nicht bezweifelt werde“. Unnötige Besorgnis. Gegenwärtig gibt es Hunderte von Spielern, die ohne Anstrengung die Philidorsche Leistung nachmachen und übertreffen können. So hat Alschin schon zuerst 26, dann — seinen eigenen Rekord brechend — 28 gleichzeitige Blindpartien dem Publikum vorgeführt.

284.

Die Flußperlmuschel, die namentlich im Gebiet der weißen Elster (Wogland) sehr häufig ist und in besonders großen Exemplaren vorkommt, ist eine der wenigen Muscheln Deutschlands, die echte Perlen erzeugt. Sie wird 14 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit, wird 100 und mehr Jahre alt, weist aber selten schöne Perlen auf.

285.

Die „Kastration“ von Kastraten — „Verschnittenen“ — wurde früher gewerbemäßig in den Koptenklöstern zu Gizeh, Assiut und Deir-el-Miad in Oberägypten gegen Entgelt vorgenommen. Im letzten Kloster operierte der Prior höchstselbst. Ein reichgewordener Eunuch Chalfi Agba, eingebend der Schmerz, die ihm diese furchtbare Verunstaltung durch ungeschickte Hände verursacht hatte, gründete als Wohltäter für zukünftige Leidensgenossen in Massaua eine „Fabrik“ zur Herstellung von Eunuchen. Er hatte 1868 einen italienischen diplomierten Arzt engagiert, der mit allen modernen und hygienischen Anforderungen dieses scheußlichen Geschäfts gegen monatliches Fixum zwanzig Jahre lang besorgte. Als England die Milländer übernahm, unterdrückte es rücksichtslos diese Unmenschlichkeiten.

Allgemein bekannt ist die auffallend hohe Kastratenstimme, die oft der Grund zur freiwilligen Verschnidung der Reimstöcke war. Die Sangeskunst der italienischen Kastraten im Mittelalter war hochberühmt. Zu diesem Zweck wurden noch im 18. Jahrhundert in den Kirchenstaaten jährlich mehr als 2000 Kinder kastriert. Und in den Schaufenstern der Heilgehilfen und Barbieren konnte man das Schild sehen: „Hier wird billig kastriert“.

Fröhliche Ecke.

Zwiel verlangt. Mieter: „Wissen Sie, die Aussicht vom Zimmer aus ist nicht besonders gut!“ — Vermieterin: „Na — soll ich Ihnen für Ihre paar Mark Miete noch die Alpen herkommen lassen?“

Einfach. Der Sommerfrüchler möchte sich bei den einheimischen Fischern anwerben. „Sagen Sie mal, wie werden eigentlich die Fische gemacht?“ — „Ganz einfach. Sie nehmen 'ne schottische Handvoll Löcher und verbinden sie mit Bindfaden.“